



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Wandlungen des Ich im Zeitenstrom : 8. Das Jahr 1870

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

nicht mehr zureichend; sie machen das Leiden auf die Dauer schlimmer, wie die „Schulreform“ beweist. Ehe nicht eine Reform im weitesten Umfange ins Werk gesetzt wird, ist nichts zu erwarten. Wenn das aber nicht bald geschieht, so wird etwas andres eintreten: die Folge versäumter Reform ist der Niedergang. Schon sehen wir ihn im ärztlichen Stande hereinbrechen infolge der zunehmenden Verbitterung. Freilich, zusehen ist bequemer. Und so werden wir wohl noch eine Weile warten müssen.



## Wandlungen des Ich im Zeitenstrome

### 8. Das Jahr 1870



ir waren sehr bald gute Freunde geworden, der Pfarrer M. und ich,\*) aber wir sahen beide gleichmäßig ein, daß neben einem gefunden Pfarrer, der kein Nebenamt hat, für einen arbeitslustigen Kaplan wenig zu thun übrig bleibt. Immer nur studiren, ohne von dem Gelernten Anwendung machen zu können, ist ein unnatürlicher Zustand, und nur für einen oder ein paar Privatschüler arbeiten, scheint, wie Herbart sagt, der Bestimmung des Mannes doch nicht angemessen zu sein. Wir kamen daher überein, die Gelegenheit einer Vakanz in Liegnitz zu benutzen; M. war mit dem dortigen Pfarrer, dem Erzpriester Schw., befreundet.

Im September 1864 siedelte ich dahin über. Auch dort fühlte ich mich glücklich, doch war das Glück anderer Art als in Sch. Es bestand erstens in der Unabhängigkeit. Wenn man die dreißig hinter sich hat, gefällt einem die Stelle eines Haussohnes doch nicht mehr, so angenehm das Haus auch sein mag. In Liegnitz giebt's kein Pfarrhaus, sondern die katholischen Geistlichen bewohnen den Hauptflügel des ehemaligen Jesuitenkollegiums. Der Pfarrer hat den ersten Stock inne: eine lange Flucht von Sälen und prachtvollen Zimmern, die an einem breiten Korridor liegen — die Jesuiten mögen sonst sein, wie sie wollen, aber ihre Bauten, diese vornehme Großartigkeit, Bequemlichkeit, Zweckmäßigkeit macht ihnen heute nicht leicht jemand nach —, im obern Stock wohnen die Kapläne und zwei Lehrerfamilien. Wir beiden Kapläne hatten zusammen eine alte Wirtin — Inventar —, die mit ihrer Tochter,

\*) Vergl. Nr. 26.

einer Witwe und Wäscherin, und deren Söhnchen zusammen in unsrer gemeinsamen Küchensube hauste, und waren so wirtschaftlich unabhängig. Auch unser Geld erhielten wir nicht vom Pfarrer, sondern teils vom Kirchassenden, teils von einem Dominium (Dezem-Entschädigung), teils von den höhern Lehranstalten, an denen wir den katholischen Schülern Religionsunterricht gaben, die geringen Accidentien vom Kister. Unfre Arbeit besorgten wir ganz selbständig. Der Pfarrer that wenig und bald gar nichts mehr; zu seiner Vertretung bestellte er sich einen dritten Kaplan. Wir machten ihm jeden Sonnabend um elf Uhr einen Anstandsbesuch und kamen sonst nicht mit ihm zusammen. Das andre angenehme war die stramme Arbeit. Ich hatte sehr viel zu predigen, nicht selten zweimal an einem Sonntage, wöchentlich zwölf, später sechzehn Religionsstunden zu geben, außer dem Kommunionunterricht und einer Stunde in einer auswärtigen Schule, die einem beinahe den ganzen Morgen raubte. Beichtende gabs auch genug. Dazu kamen die Leitung eines Gesellen- und eines Paramentenvereins, längere Vertretungen erkrankter Lehrer, in der Cholerazeit von 1866 eine Anzahl von Krankenbesuchen und Beerdigungen, anderthalbjährige Administration der Pfarrei — Schw. lag ein Jahr lang krank —, nach seinem Tode eine sehr mühsame, mit viel Zank und Ärger verbundene Erbschaftsregulirung, da er die Pfarrkirche zur Universalerbbin eingesetzt hatte.

So kam das verhängnisvolle Jahr heran. Ein paar weitere Erschütterungen hatte mein Glaube schon vorher erlitten. Eine alte Dame von ausgezeichnetem Charakter, mit der ich befreundet war, gestand mir einmal in der Beichte, daß sie nicht an die Hölle glauben könne. Ich suchte ihr den Höllenglauben beizubringen, sie schüttelte aber bloß den Kopf und bemerkte kurz: Ich glaube, daß Gott barmherzig ist. Und ich fühlte, daß mich meine Gründe selber nicht überzeugten. Bald war ich in diesem Punkte soweit, daß es mir als ein Rätsel erschien, wie Männer von tiefer Einsicht und edelm Charakter, Augustinus z. B., eine so scheußliche Lehre hätten annehmen und verkündigen können. Ich fand zwei Erklärungsgründe, die aber unser heutiges Geschlecht nicht mehr entschuldigen können: die Härte des antiken, wenigstens des römischen Lebens, die Abstumpfung des Mitgefühls durch ewige Kriege und grausame Schauspiele, sodann die Unkenntnis der wirklichen Zahl der Menschen. Zwar verträgt es sich auch schon nicht mit der Idee Gottes, wenn man annimmt, daß er auch nur ein einziges Geschöpf ins Leben gerufen habe zu keinem andern Zweck, als es in einem ewigen Feuer braten zu lassen, gleichviel, ob man sich ein materielles oder ein immaterielles Feuer denkt, aber wenn man überlegt, daß sich nach dem orthodoxen Glauben die Zahl der für dieses Schicksal bestimmten auf unzählige Milliarden beläuft, wovon die Alten noch keine Vorstellung hatten, dann schlägt der Gedanke aus dem Entsetzlichen ins Lächerliche um, er wird einfach unmöglich. Ein Blick auf ein Kinder Gesicht, auf eine

Menschengestalt, auf eine Frühlingslandschaft genügt zum Beweise, daß der Welterschöpfer kein solcher Teufel sein kann. \*) Dann — wie schon bei einer andern Gelegenheit erwähnt worden ist — lernte ich die Geschichte der Hexenprozesse kennen, und daraus wurde mir klar, daß die Kirche keine göttliche Einrichtung im dogmatischen Sinne des Worts sein könne. Der Strenge des Bekenntnisses nach, das die katholische Kirche fordert, war ich also schon ein Ketzer. Die lebhafteste, mir durchaus zusagende Thätigkeit verbarg mir das. Wissen und wissen ist zweierlei. Wie das bloße Wissen der auswendig gelernten Glaubenssätze bei den gewöhnlichen Menschen gar keine, bei außerordentlichen, die ihnen nachhängen und nachdenken, die außerordentlichsten Wirkungen hervorbringt, so haben auch Risse in der Glaubensgrundlage nicht sofort den Sturz in den Unglauben zur Folge; erst wenn man längere Zeit aufmerksam in die Abgründe hinabblickt, wird man schwindlig und stürzt hinein.

Während ich mich selbst noch für orthodox hielt, begannen die eifrigen Katholiken der Gemeinde schon an mir zu zweifeln. Sie haben es mich nicht merken lassen, ich lebte in freundschaftlichem Verkehr mit ihnen, aber später hat man mirs gesagt. Was sie zuerst stutzig machte, waren politische Regereien. Ich war liberal und beteiligte mich nicht an der Wahlagitation, die damals, in der Konfliktzeit, von den schlesischen Katholiken für Bismarck, in dem sie den Hort der Autorität verehrten, eifrig betrieben wurde. Der Krieg gegen das katholische Österreich 1866 kühlte ihre Liebe für Bismarck und König Wilhelm stark ab, während ich gerade dadurch vor beiden Respekt bekam und so nun wieder im politischen chassé-croisé meinen guten Freunden gegenüber zu stehen kam, was mir übrigens seitdem öfter begegnet ist. Dann vermochte ich den Ton, den die Hausblätter gegen „Protestanten, Juden und Freimaurer“ anschlugen, sowie das ewige Gejammer der Kirchengewaltigen über die Verderbnis der Welt und über die Kirchenverfolgung nicht zu vertragen und sprach mich sowohl in der Unterhaltung wie auf der Kanzel gegen beides aus. Ich gehörte der Richtung Montalemberts an und sah in der katholischen Kirche die Kulturmacht, die als geistige Sonne alles Große, Gute und Schöne, das in der Menschheit schlummert, hervorzulocken und zur Reife zu bringen berufen sei. Dazu wollten die Jeremiaden der Frommen, Försters Hirtenbriefe und die päpstlichen Kundgebungen, namentlich die berühmte Enzyklika mit dem Syllabus, schlecht stimmen. Als einmal in einem Hirtenbriefe die dumme Redensart stand, die Welt schwimme in einem Meere von Fleisch, äußerte ich mich zu meinen Amtsbrüdern, der Welt, mit der es unser Bischof zu thun habe, und die größtenteils aus armen Teufeln bestehe, könnte es gar

\*) In dem *alówtos* des Neuen Testaments liegt noch nicht der philosophische Begriff der Ewigkeit.

nicht schaden, wenn sie noch etwas mehr Fleisch hätte, nicht um drin zu schwimmen, wozu ohnehin doch höchstens die Brühe taugen würde, sondern um es in den Mund zu stecken. Zur Beruhigung sagte ich mir selbst und sagte ich den Leuten von der Kanzel manchmal: Der Papst mißt auf seinem erhabnen Standpunkte die Erscheinungen der Zeit am Ewigen und Göttlichen, und da muß er denn freilich zu einem alles verwerfenden Urteil kommen. Aber messen wir die heutigen Dinge und Menschen an der Vergangenheit und an unsern schwachen Kräften, so können wir nicht finden, daß es schlimmer um uns stünde, als um die Menschen irgend einer frühern Zeit. Wie wenig ahnte ich, daß gerade in dieser Auffassung meine Reiznatur zum Vorschein kam! Bildet doch die unverföhnliche Feindschaft gegen die Welt und ihre Pracht, d. i. ihre Kultur, das Wesen des orthodoxen Christentums. Und es unterliegt keinem Zweifel, daß es sich dafür nicht allein auf die Kirchenväter, sondern auch auf Johannes und Paulus berufen kann (vgl. besonders Ev. Joh. 14, 30; 15, 18 und 19; 16, 8; 17, 9 und 1. Joh. 2, 15 und 16), während, wenn wir die Synoptiker allein hätten, die Versöhnung des Christentums mit der Welt und ihrer Kultur nicht unmöglich sein würde. Zwar finden wir auch bei ihnen Stellen wie das Gleichnis vom Unkraut unter dem Weizen, aber es war mir von Anfang an ausgemacht, daß man nicht etwa unter dem Weizen die Katholiken, unter dem Unkraut die übrigen Menschen verstehen dürfe, auch nicht einmal die Guten und die Bösen innerhalb der verschiedenen Konfessionen und Religionen, sondern daß in jedem einzelnen Menschen, die Türken, Heiden und den Papst nicht ausgenommen, Gutes und Böses gemischt sei. Wie es bei der im Gleichnis in Aussicht gestellten Scheidung am Ende der Welt zugehen würde, das ließ ich, als ein unenthüllbares Geheimnis, dahingestellt sein.

Mit der Ankündigung des Konzils erreichte die mir widerwärtige ultramontane Bewegung ihren Höhepunkt. Aus Breslau hörten wir eine hübsche Anekdote. Gerade als der verhängnisvolle Brief aus Rom bei Förster angekommen war, trat der wegen seiner Höflingsnatur von biedern Pfarrern viel verspottete Kanonikus G. bei ihm ein, um ihn zum Spaziergang abzuholen. Förster: Da ist eben die Einladung zum allgemeinen Konzil gekommen! — Polonius: Das ist ja höchst erfreulich, daß der heilige Vater in seiner Weisheit... — Förster (der in seiner Erregung gar nicht auf ihn gehört hat): 's ist ein Skandal! — Polonius (mit tiefer Verbeugung): Ja, fürstliche Gnaden, 's ist ein Skandal! — Es machte einen äußerst peinlichen Eindruck auf mich, daß Förster, den ich aufrichtig verehrte, in seinen Privatäußerungen ein anderer war als in seinen amtlichen Kundgebungen, aber ich habe ihn niemals, auch in meinem Herzen nicht, der Heuchelei beschuldigt; ich begann eben einzusehen, daß eine hohe amtliche Stellung in schreckliche Widersprüche verwickelt, aus denen es kein Entrinnen giebt für den, der nicht der Stellung

selbst entrinnen will, und das würde den Bischöfen jener Zeit als feige Fahnenflucht und Verrat nicht allein ausgelegt worden, sondern erschienen sein. Der Schrecken über das am Horizont auftauchende Unfehlbarkeitsdogma war bei den aufrichtigen und frommen Katholiken, selbst ultramontanster Richtung, nur die Betschwestern und einige dumme Fanatiker ausgenommen, ganz allgemein. Es wäre ein großes Unglück, wenn diese Lehre zum Dogma erhoben würde, sagte einer der Führer der Siegnitzer Katholiken, ein durch Verstand, uneigennütigen Eifer, edeln Charakter und aufrichtige Frömmigkeit hervorragender Mann. In den großen Zeitungen der Provinz polemisierten Balzer, Reinkens, Elvenich und Weber gegen die infallibilistischen Hausblätter. Ich war damals gerade auf Augustin verfallen. Aus ihm erlah ich, daß die Kirchenverfassung des fünften Jahrhunderts nichts weniger als monarchisch gewesen ist, und bei dem Gedanken, daß sich der Papst nun auch noch das Prädikat der Unfehlbarkeit beilegen und seine Anmaßung auf die Tradition stützen wolle, stand mir der Verstand still. Später nahm ich dann den Augustin noch einmal vor und verarbeitete meine Lese Früchte für den Deutschen Merkur, in dem sie 1875 von Nr. 36 an unter dem Titel: „Was weiß der heilige Augustinus vom Primat des römischen Bischofs?“ erschienen. Es war die erste größere Arbeit, die ich habe drucken lassen, anonym, wie alles vor 1884 herausgegebene. Eine Vorbemerkung dazu lautet: „In den Jahren 1868 und 1869, als die Gemüther durch die Erwartung des bevorstehenden Konzils aufgeregter waren, las ich gerade in den Schriften des heiligen Augustinus, nicht zu einem speziellen Zwecke, sondern meiner Gewohnheit nach zu meiner persönlichen Belehrung. Ich war bis dahin ein aufrichtiger Verehrer des Papsttums gewesen und hatte eben deswegen die gefährliche Bahn, die dasselbe, von blinden Anbetern getrieben, einzuschlagen im Begriff stand, mit großer Besorgnis beobachtet. Zudem hatte mir die Lektüre Cyprians, besonders seines Werkes *De unitate ecclesiae*, einen andern Begriff von Kircheneinheit und Kirchenverfassung vor Augen gestellt, als ihn unsre theologischen Lehrbücher mit kluger Benutzung abgerissener Väterstellen zu entwickeln pflegen. Da erregte es denn meine Aufmerksamkeit, daß ich bei Augustinus den Primat des römischen Bischofs nirgends erwähnt fand. Die Aufmerksamkeit wurde zum Erstaunen, als mir Stellen begegneten, die die Annahme eines Lehrprimats auf das bestimmteste ausschließen. Durch eine Erklärung gegen Syllabus und Unfehlbarkeit in Konflikt mit der geistlichen Behörde gebracht, arbeitete ich eine Rechtfertigungsschrift aus, in die ich auch die bei Lesung des heiligen Augustinus gemachten Erfahrungen aufnahm, an deren Herausgabe ich aber durch die Umstände gehindert wurde. Während nun der Inhalt dieser Rechtfertigungsschrift größtenteils veraltet und von den Ereignissen überholt ist, halte ich doch das über Augustinus gesagte auch heute noch für zeitgemäß“ u. s. w.

Die Abreise Försters zum Konzil Anfang Dezember 1869 gestaltete sich

zu einer glänzenden Ovation für den Fürstbischof, wobei sich besonders der katholische Adel Schlesiens hervorthat, der ihn in einer langen Reihe von Kutschen auf den Bahnhof begleitete. Es ist mir damals nicht klar geworden, was die Ovation zu bedeuten hatte: ob sie Förster die Beistimmung zu seiner nicht unbekannten Gesinnung ausdrücken, oder im Gegenteil das Konzil feiern und ihm oppositionelle Gelüste austreiben sollte, oder ob sie bloß die Wirkung eines dunkeln Dranges war, der durch die bevorstehenden großen Ereignisse erzeugten Gemütsbewegung Ausdruck zu geben, oder endlich nur ein feierlicher Abschied von dem bejahrten Bischof, dem ja doch während einer längern Abwesenheit etwas menschliches begegnen konnte. Da der Schnellzug in Liegnitz ein paar Minuten hielt, verfügten wir dortigen Geistlichen samt den hervorragendsten Gemeindegliedern uns zur Begrüßung unsers Oberhirten auf den Bahnhof. Er war sehr freundlich gegen mich, erkundigte sich nach dem Befinden meiner Mutter und trug mir Grüße an sie auf. (Unsre alte Wirtin hatte sich mit einem meiner Amtsbrüder überworfen und uns verlassen. Ich hatte darauf meine Mutter gebeten, unsre Wirtschaft zu leiten, und als der neue Pfarrer einzog, der dritte Kaplan fortkam, der zweite sich beim Pfarrer in Kost gab, wirtschaftete ich mit der Mutter allein weiter.) Ich sah dem Scheidenden mit heftiger Bewegung nach und hielt am Tage der Eröffnung des Konzils, am 8. Dezember, eine Frühpredigt, die großen Anstoß erregte. Noch schlimmer fiel eine Predigt über Matthäus 13 im Februar 1870 beim Hauptgottesdienste aus. Ich fühlte und merkte es wohl, daß der Feuerstrom, der sich aus meinem Herzen ergoß, weit entfernt davon, zu zünden, meine Zuhörerschaft zu Eis erstarren machte. Bei Tisch erzählte mir meine Mutter unter Thränen, nach dem Gottesdienst sei eine Anzahl Damen bei ihr erschienen, um ihr ihr Beileid über das Unglück ihres Sohnes auszusprechen und zu versichern, daß, was auch immer geschehen möge, sie ihr die Freundschaft bewahren und sie in etwaiger Not nicht verlassen würden. Das betrückte und ängstigte mich nun zwar, konnte mich aber um so weniger in meiner Überzeugung irre machen, als ich wußte, daß gerade die achtungswürdigsten, gescheitesten und tüchtigsten unter den Geistlichen der Hauptsache nach meiner Meinung waren. Konfrater Haßler in Striegau, jetzt Stadtpfarrer in Basel, besuchte mich öfters und versicherte, daß mir nicht bloß die übrigen dortigen Hilfsgeistlichen, sondern auch der kirchlicherseits hochangesehene Erzpriester Welz beipflichteten, und Kapläne, die mit den Schweidnitzer Jesuiten verkehrten, erzählten mir von den liberalen Ansichten eines der dortigen Patres, der behauptete, daß viele seiner Ordensbrüder derselben Richtung huldigten. Viel verdankte ich auch den Eindrücken, die ich im Sommer 1869 in Franzensbad empfang, wohin mich der Dresdner Ohrenarzt Schmalz — kurz der Ohrenschmalz genannt — geschickt hatte. Meine Schwerhörigkeit wurde dort natürlich nicht gehoben, aber sie war noch nicht so arg, daß sie mich gehindert hätte, viel Interessantes zu

hören. Es gebrauchten dort nicht wenig Geistliche die Kur. Da waren etliche Baiern: wandelnde Viertonnen, die mich, als ich sie anredete, anglozten ohne zu antworten, sodaß ich mir im Innern sagte: Luz, du hast gesiegt! Alle bairischen Geistlichen sind ja natürlich nicht so — die waren aus der Gegend von Kulmbach, die wohl fürs Geistige und Geistliche die gefährlichste sein mag. Dann waren da Böhmen, Österreicher, Galizier: schlichte, bescheidne Leute, aber bigott und beschränkt; darunter ein drolliger alter Herr, der die wunderbarsten Geschichten in einem köstlichen Räuderwelsch erzählte und den einen Tag klagte: Haite hab ik wieder der Hesejschuß, aber nicht der Hesejschuß in die Graiz, sondern der Hesejschuß in die Gopp! Dann einige Pröpste aus dem Posenchen, von der brutalen Despotenart, wie ich sie früher schon kennen gelernt hatte. Endlich aber ein Wiener Konfistorialrat, der als Würdenträger des Barnabitenordens den Titel Dom führte und dem Kardinal Rauscher befreundet war, ein sehr unterrichteter und geistig angeregter Mann. Der sprach mit keinem der österreichischen Geistlichen ein Wort, suchte mich dagegen täglich beim Brunnentrinken auf und besprach sich ein Stündchen lang sehr lebhaft mit mir über die brennenden Fragen. Er verwarf die ultramontanen Bestrebungen aufs entschiedenste, sprach seine Mißbilligung über den Charakter und die Wirksamkeit des Bischofs Rudigier von Linz aus und erzählte von den Jesuiten die gräßlichsten Räubergeschichten, die ich ihm aber nicht geglaubt, sondern auf die Feindschaft der beiden Orden zurückgeführt habe. Jedenfalls brachte ich aus Franzensbad die Überzeugung heim, daß alles, was auf Bedeutung Anspruch machen könne im katholischen Klerus, auf der liberalen Seite stehe.

Bei den Liegnitzer Amtsbrüdern freilich fand ich damit keinen Anklang. Der neue Pfarrer, übrigens ein vortrefflicher Mann, war bigott, mein Mitkaplan, ein guter Kerl, fühlte sich nicht berufen, in die Weltgeschichte einzugreifen, und der Schulrat A., mit dem ich innig befreundet war, ein auch wissenschaftlich sehr tüchtiger Mann, aber durch und durch Realpolitiker, antwortete mir einmal in einer Disputation auf die Frage, ob er denn den Syllabus schon gelesen habe: Ich werde mich hüten, solches Zeug zu lesen und mich dadurch irre machen zu lassen — eine vollkommen richtige Regel für alle, die sich nicht in Zweifel und Gefahr des Unglaubens stürzen wollen, nicht bloß im religiösen, sondern auch im politischen Leben! Der katholische Index librorum prohibitorum ist eine sehr nützliche Einrichtung, und auch Luther war der Ansicht, man thue gut, die Bücher der Gegner nicht zu lesen, sondern sie lieber — ja so, das läßt sich heute nicht sagen. Daß man sogar die Schriften der Autoritäten der eignen Partei nicht lesen soll, wenn sie geeignet sind, einen irre zu machen, geht zwar über den Index noch hinaus, fließt aber ganz folgerichtig aus demselben Grundsatz. Haben es doch auch politische Parteiführer manchmal nicht gern, wenn ihre alten Reden ohne Aus-

wahl zitiert werden. Viel lesen kommt den Praktikern und den Frommen an sich schon gefährlich und verdächtig vor. In Sch. hatte mir der früher erwähnte Windhund, als er einmal auf dem frühern Schauplatz seiner Kneipenabenteuer zum Besuch weilte, kopfschüttelnd gesagt: Hör mal, du liest zu viel, das taugt gar nichts; und der Bischof Rudigier soll einen Geistlichen, der ihm ein gelehrtes Werk zur Approbation einreichte, mit den Worten angefahren haben: Wenn Sie so viel studiren und schreiben, können Sie doch unmöglich ihr Breviergebet vollständig verrichten!

Meinen täglichen Spaziergang machte ich damals gewöhnlich mit einem jüngern Freunde, der vor Empfang der höhern Weihen aus dem Alumnat ausgetreten, aber sehr fromm geblieben war — er beichtete jeden Sonnabend — und sich vorläufig der Malerei widmete (jetzt ist er Professor der Kunstgeschichte). Er war ganz meiner Ansicht und ebenso bekümmert um die Zukunft der Kirche und des Vaterlandes wie ich. Es ist eine schreckliche Zeit, sagte er einmal; das alte Feldgeschrei: hie Luther, hie Papst, wie vor dreihundert Jahren! Wir erörterten auch zusammen die Frage, ob es nicht geraten oder sogar Pflicht wäre, gegen den ultramontanen Fanatismus mit einer öffentlichen Erklärung aufzutreten, kamen aber zu dem Ergebnis, daß es sich nicht empfehle, weil sich an jede solche Erklärung der unglaubliche Sanhagel zu hängen und dadurch ihre Wirkung auf die Gläubigen zu vernichten pflege. Wie verschieden doch dieselben Ereignisse auf verschiedene Gemüter wirken! Während mich meine öffentliche Erklärung, die ich einige Zeit darauf gegen meinen Voratz abgab, weiter nach links drängte, sagte sich mein junger Freund, der mit ihrem Inhalt einverstanden sein mußte, sobald sie erschienen war, augenblicklich und entschieden von mir los und erklärte meinem Bruder, die Giftdube besuche er nicht mehr. Damit meinte er eine Konditorei, in der wir öfter zusammen Kaffee getrunken und Zeitschriften, namentlich die Grenzboten, gelesen hatten. Er trat im Herbst wieder ins Alumnat, ließ sich zum Priester weihen und bewog mitten im Kulturkampf seinen protestantischen Vater, den Geheimen Oberregierungsrat F., zu konvertiren.

In eine eigentümliche Verlegenheit brachte mich kurz vor Ostern 1870 ein Schüler. Er war in diesem Jahre der einzige katholische Abiturient am Gymnasium, und ich hatte ihm drei Themata zu stellen, aus denen der Schulrat dann eins auswählte. Eines Abends ließ ich mir seine drei Ausarbeitungen vortragen; da klang nun die eine, die von der Kirchenverfassung handelte, gerade so, als hätte er meine damalige Ansicht widerlegen wollen. An Absicht war gar nicht zu denken, denn erstens war er ein ganz argloses Gemüt und bei tüchtigen Kenntnissen dem Herzen nach das reine Kind, und zweitens wußte er von meiner innern Wandlung nichts, wenigstens konnte er keine deutliche Vorstellung davon haben, wenn er sie auch aus einzelnen Äußerungen ahnen mochte. Er hatte sich eben das vor zwei oder drei Jahren von mir

gelehrte sehr genau gemerkt und sich denkend zu eigen gemacht. Als ich Einwendungen erhob, schaute er mich groß und verwundert an. Ich schwieg in der Erkenntnis, daß hier nichts mehr zu machen sei, und erstaunte über die Schnelligkeit und Stärke der Veränderung meines Innern.

Die Zeitungen, die ich täglich las, waren die Schlesische und die liberal-katholischen Kölnischen Blätter. Die ultramontanen Hausblätter sah ich schon seit längerer Zeit nicht mehr an, nicht etwa nach dem vorhin empfohlenen Grundsatz, um mich nicht irre machen zu lassen, sondern im Gegenteil aus Furcht, mein Temperament könnte mich zu öffentlichem Widerspruch hinreißen. Wie gerechtfertigt diese Vorsicht war, sollte sich bald zeigen. Nach Tische ging ich gewöhnlich auf ein paar Minuten zu meinem Mitkaplan, um ihn zu fragen, was er beim Pfarrer aus der geistlichen Welt neues erfahren habe; die Hausblätter, die er mit heraufbrachte, rührte ich nicht an. Am 22. April aber, es war ein Freitag, warf ich unvorsichtigerweise einen Blick hinein, und zwei Stunden später lag meine Erklärung schon im Briefkasten. Sie erschien in der nächsten Sonntagsnummer der Schlesischen Zeitung und lautete:

Die Breslauer Hausblätter schreiben am heutigen Tage u. a.: „Der Alerus, sagt ihr weiter, ist in den gegenwärtigen kirchlichen Fragen gespalten. Und welches sind diese Fragen? Ob die Definition der Infallibilität opportun oder nicht opportun sei. Das geben wir zu. Ob diese Definition ein neues Dogma, ein Abfall vom alten Glauben sei oder nicht, das verneinen wir entschieden. Legt doch einmal die so formulirte Frage dem schlesischen Alerus vor, dann werdet ihr sehen, auf welche Seite er tritt.“

Mit diesen Worten ist ja dem schlesischen Alerus die Frage schon vorgelegt, und ich für meine Person halte mich für verpflichtet, zu antworten.

1. Die Lehre von der Infallibilität und das gesamte damit verknüpfte kirchenpolitische System, wie es im Syllabus und der denselben begleitenden Encyklika hervortritt, steht im schneidendsten Gegensatz zur Vernunft, zum Evangelium, zur alten Kirchenverfassung, zu den Anschauungen der Kirchenväter.

2. Wenn die mittelalterlichen Päpste dieses System teilweise geltend gemacht haben, so hatten sie eine in den Zeitumständen liegende Berechtigung dazu, die in der Gegenwart fehlt, wurden durch ihre bona fides entschuldigt, die heutzutage wenigstens bei wissenschaftlich gebildeten Männern nicht mehr möglich ist, und das Gefährliche ihrer Bestrebungen wurde durch die überall innerhalb der Kirche selbst frei und offen hervortretende kraftvollste Opposition wenigstens teilweise abgeschwächt, während heutzutage eine Opposition innerhalb der Kirche von den Gläubigen für ein Unding gehalten und von den katholischen Blättern als Häresie gebrandmarkt wird.

3. Dieses System, offiziell zum Prinzip erhoben, müßte wegen seiner innern Unwahrheit notwendigerweise den Organismus der katholischen Kirche auflösen, und zwar in Anbetracht der Zeitumstände in nicht langer Frist.

4. Wer demnach glaubt, daß Erhaltung dieses großartigen und herrlichen Organismus für die Wirksamkeit des Christentums notwendig oder auch nur wünschenswert sei, hat die heilige Pflicht, gegen jene Bestrebungen mit Energie aufzutreten.

Dies meine Überzeugung. Daß ich nicht wenige Gefinnungsgeoffen habe, weiß ich. Was sie zu thun gedenken, muß ich ihnen überlassen. Dem Redakteur der Hausblätter aber konnte dieser Thatbestand nicht verborgen sein. Ich halte daher seine kühne Behauptung für eines jener Mittel, wodurch die Partei die urteilslose, in ihrer Pietät gegen die geistliche Autorität nichts arges ahnende Menge in der Unwissenheit über die wahren Gefahren der Kirche erhält und die Schwächern unter den Geistlichen schreckt.

Biegnitz, 22. April 1870.

Zentsch, Kaplan.

So lautet der Entwurf, den ich noch habe. Bei der Reinschrift flossen mir noch einige starke Ausdrücke wie „katholischer Pöbel“ in die Feder. Dieses Wort machte sehr böses Blut, und ich habe es bereut, weil es mißverständlich auf den Umstand bezogen werden konnte, daß in gemischten Gegenden wie in Schlesien die katholische Bevölkerung vorherrschend den ärmern Klassen angehört. Ich hatte natürlich nur den Preßpöbel, namentlich den Redakteur der Hausblätter im Sinne. Von der gedruckten Erklärung finde ich in meinen Papieren kein Exemplar.

(Fortsetzung folgt)



## Die große Berliner Kunstausstellung

Von Adolf Rosenberg



enn dieser Bericht, wie es die journalistische Hezjagd unsrer Tage verlangt, bald nach der Eröffnung der Ausstellung im Monat Mai geschrieben worden wäre, so hätte ich ihn wahrscheinlich mit einem Ausbruch der Entrüstung oder doch mit dem Bekenntnis tiefster Beschämung eröffnen müssen. Im Jahre des ersten Jubiläums des großen Krieges empfängt man die französischen Künstler, die sich so lange hartnäckig demütigem Liebeswerben verschlossen, die im Jahre 1891 sogar die der Mutter des deutschen Kaisers gegebene Zusage unter dem Druck einer Horde von Gassenjungen zurückgezogen hatten, mit den höchsten Ehren, giebt man ihnen Jurefreiheit und räumt ihnen die besten Säle ein! Und noch dazu nach langen Verhandlungen, deren Abschluß nur dadurch beschleunigt wurde, daß sich die von der Regierung unabhängige Künstlergenossenschaft des Salons auf dem Marsfelde schnell zur Beschickung der Berliner Ausstellung entschloß und die gegnerische Gesellschaft der Champs-Élysées darum nicht zurückbleiben konnte. Den Münchner Ausstellungen